

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

282 (1.12.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 48

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 282

Nr. 48

Samstag, den 1. Dezember

1928

Edgar Wallace und die Entwicklung des Kriminalromans

Von Curt Amend

Als der englische Schriftsteller Conan Doyle die Gestalt des mit so unheimlichem Scharfsinn analysierenden Detektivs Sherlock Holmes in die Weltliteratur einführte, hatte die Gattung des Kriminalromans auf der ganzen Linie gesiegt: auch die ersten Menschen machen heute kein Geheimnis daraus, daß sie einen guten Kriminalroman gerne zur Hand nehmen, daß sie seine Lektüre geradezu als eine angenehme Nervenentspannung empfinden, weil sie in der anregendsten und unterhaltendsten Weise von den Geschäften und Sorgen des Tages ablenkt und damit den Geist für neue Entschlüsse empfänglich macht. Komplizierte Fragen, die man überhaupt nicht mehr beantworten konnte, weil man nach wochenlanger Beschäftigung mit ihnen den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sah, erscheinen nach der Lektüre eines guten Kriminalromans plötzlich in ganz neuem Licht, und das gleichzeitig ausgeruhte und angeregte Gehirn entdeckt mit einemmal die Methode, mit welcher man am besten das Dilemma lösen kann.

Der Kriminalroman ist ein Geschöpf der neuesten Zeit. Wir kennen ihn eigentlich erst seit einigen Jahrzehnten. Denn was ist ein Kriminalroman? Die Räuber- und Verbrechensgeschichten verlorener Zeiten (so etwa Schillers „Verbrecher aus verlorener Ehre“, Kleists „Michael Kohlhaas“ und E. Th. A. Hoffmanns „Ignaz Denner“) sind jedenfalls keine Kriminalromane oder Kriminalromane; dazu fehlt ihnen das entscheidende Moment, nämlich die Zuspitzung auf das kriminalistische Problem der Entdeckung des Verbrechens.

Der richtige Kriminalroman geht von der Tatsache eines merkwürdigen und unaufgeklärten Verbrechens aus und schildert die Wege, die zu seiner Aufklärung und zur Feststellung des Verbrechens führen. Damit kommt ein zweites Moment hinzu: das Moment des beinahe sportlichen Interesses an der Jagd und am Kampf. Denn hier ist meist der gejagte Verbrecher ein prinzipiell ebendürftiger Gegenspieler, falls es sich nicht darum handelt, eigentümliche, psychologische Begleitumstände des Verbrechens aufzudecken. Immer aber sehen wir, wie Menschen an der Arbeit sind, mit allen Mitteln des Geistes, des Instinkts und der Erfahrung ein Rätsel zu lösen, und zwar nicht etwa eine abstrakte Rätsel, sondern ein Rätsel, das in dieser oder jener Variante täglich und selbst beschäftigen könnte. Man braucht nur eine beliebige Zeitungsnummer aufzuschlagen und wird bestimmt alsbald auf einen Artikel oder eine Notiz stoßen, die von einem unaufgeklärten oder merkwürdigen Verbrechen berichtet.

Für den Staatsbürger, der es mit seinen politischen Pflichten ernst nimmt, wie für den Moralphilosophen und Soziologen ist es eine besonders fesselnde Aufgabe, in der Zeitung oder im Roman den Ablauf des urewigen Kampfes zwischen Gesellschaft und Verbrechen zu verfolgen. Und der beste Kriminalroman wird immer derjenige sein, der, in einem flüssigen und markanten Stil geschrieben, diesen Kampf in seiner ganzen Bedeutung erfasst und an Hand eines lehrreichen und fesselnden Einzelbeispiels zu illustrieren vermag. Gerade, wenn man von dieser Forderung ausgeht, wird man dem englischen Kriminalromanisten Edgar Wallace, dessen Bucherfolge geradezu beispiellos sind, den ersten Preis zuerkennen müssen.

Der Schöpfer der Kriminalerzählung ist der 1849 verstorbene amerikanische Dichter und Erzähler Edgar Allan Poe. Er hat zum erstenmal in zwei Novellen, die heute mit Recht als Klassiker gelten, die Aufdeckung eines merkwürdigen Verbrechens geschildert und dabei bereits all die Mittel detektivischer Kunst verwendet, die später von seinen Nachfolgern verwertet bzw. erweitert wurden. Populär wurde der Kriminalroman in Deutschland aber erst durch den Verlag Robert Luz in Stuttgart. Auch diesmal waren es keine deutschen Schriftsteller, die ihn populär machten, sondern zwei ausländische Autoren, der Franzose Gaboriau mit seinem Detektiv Lecocq und die Amerikanerin Green mit ihrem Detektiv Gryce.

Ihnen gefolgte alsbald von englischer Seite Wilkie Collins hinzu, der mit einem Schlage den Kriminalroman literaturfähig machte und zumal mit seinen beiden Romanschöpfungen „Der Mondschein“ und „Die Frau in Weiß“, die in Deutschland leider nur in einer sehr gekürzten Ausgabe zu haben sind, bewies, daß er ein Erzähler von hohem Rang ist. Collins hat auch andere Romane geschrieben, die ihm mit Recht die Gunst des gebildeten Lesepublikums in England eintrugen.

So interessant die Kriminalromane der eben genannten drei Schriftsteller sind, und so hoch man auch ihre stilistische Begabung bewerten mag, so mühen sie uns heutige doch ein bißchen altmodisch an. Das ist je nachdem ein Nachteil und ein Vorzug. Wer in fieberhafter Spannung und starker Konzentration auf einen Punkt hin einen Kriminalroman zu lesen wünscht, der wird bei der Green, noch mehr bei Gaboriau und am meisten bei Collins durch behagliche Zustands- und Charakter-

schilderungen aufgehalten werden. Wer jedoch Freude an solchen ausmalenden Schilderungen hat, der kommt hier in ganz unerwarteter Weise auf seine Kosten. Zumal Collins ist ein Meister in der Kunst, eine Situation in epischer Breite zu schildern. Noch größer allerdings ist seine Kunst der Charakterisierung. So hat er z. B. mit dem Grafen Fosco in dem Roman „Die Frau in Weiß“ eine Figur von geradezu genialer Eigenartigkeit geschaffen.

Das Altmodische an diesen Romanen besteht auch noch darin, daß sie eine Einbettung in die sozialpsychologische und sozialmoralische Problematik ihrer Zeit vermissen lassen. Sie schildern Einzelfälle aus der guten Gesellschaft. Der Leser wird zweifellos von der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher der kriminalistische Knoten geknüpft und wieder aufgelöst wird, aufs stärkste gefesselt. Aber die Menschen selbst sind Menschen aus einer andern Welt, aus einer Welt, die heute nicht mehr existiert.

Diesen Vorwurf — wenn es einer ist — kann man Conan Doyle und seinem Meisterdetektiv Sherlock Holmes jedenfalls nicht machen. Doyle steht mitten im modernen Leben, und die Fortschritte der technischen Wissenschaft sind ihm wohlbekannt. Er stellt diese Vertrautheit mit einer allgemein bewunderten Bewandtheit in den Dienst einer kriminalistischen Phantasie und Erfindungs-gabe, die ihresgleichen sucht.

Und doch wird er in Schatten gestellt durch den englischen Kriminalromanisten, der neuerdings zum Liebling des lesenden Publikums der ganzen Erde geworden ist, von Edgar Wallace. Wallace ist alles in einer Person: glänzender Situationsbildner, behaglicher und humorvoller Erzähler, trefflicher Charakteristiker, unermüdlicher Erfinder von immer neuen und eigenartigen kriminalistischen Problemen und insofern modern bis in die Fingerspitzen, als er seine Erzählung stets auf dem gesellschaftsmoralischen Fundament seiner Zeit aufbaut und den in ihr geschilderten Kampf lediglich als Einzelercheinung des großen Kampfes zwischen Staat und Verbrechen betrachtet wissen will. Jeder seiner Romane enthält die in England übliche Beugung vor dem ewig Weiblichen, sie bringt den süßen Kitz einer Liebes-affäre. Aber wer wollte den Verfasser darum schelten? Er kennt sein Publikum. Und schließlich wird auch der anspruchsvolle Leser gegen die geschmackvolle Art, wie ihm hier der Liebeskitz serviert wird, nichts einzuwenden haben.

So hat Edgar Wallace einstweilen als Gipfelpunkt in der Entwicklung des Kriminalromans zu gelten. Seine neuesten Romane (sämtlich im Verlag Wilhelm Goldmann in Leipzig erschienen) betiteln sich „Die seltsame Gräfin“, „Großfuß“, „Das Geheimnis der Stednadel“, „John Glad“ und „Richter Maxells Verbrechen“. Sie alle weisen die eben geschilderten Vorzüge des Autors auf, dessen Fruchtbarkeit keine Grenzen zu kennen scheint.

China in Amerika

Ein Besuch in den „gelben“ Vierteln San Franciscos und New Yorks

Von Erwin Strank

Das ist das Faszinierende an diesem Lande, das beim ersten Eindruck überwältigt und auch später des romantischen Zaubers (in gutem wie in bösem Sinne) niemals entbehrt: daß dieser „große Schmelztiegel der Rassen“ wie man die Vereinigten Staaten häufig nennen hört, eigentlich doch nichts oder nur stammnahe Völker vermischt, sonst aber in seinen Riesenzentren die ganze Welt in getrennte Distrikte einquartiert; kein Durch-einander, nur ein Nebeneinander findet man: und ein Nachmittags, in einem der gelben Lags New Yorks etwa verbracht, führt einem bequem die verschiedensten „Viertel“ vor: Negerbezirk, Negerquartier, Chinatown — alles irgendwie charakteristisch, alles, trotz seiner Entfernung von der wirklichen Heimat doch deren Spiegel und den Duft des Echten verströmend, gleichgültig, ob man durch eine südliche schmutzige Gasse fährt, in der ein Haufen schreiender Italiener sich um irgendeine Wichtigkeit raust, oder durch die stoische Ruhe der indischen Kolonie, in der alle Grelle amerikanischer Reklamekunst und moderner Verkehrsbetriebsamkeit es nicht vermag, die Verschaulichkeit des Orientalen auszurotten.

Chinatown aber vor allem ist Osten, ein wenig lebhafter am Atlantischen Ozean in New York, ein wenig schlurfender, schleicher, geduckter in San Francisco am Stillen Ozean, das ja auch über 4000 Kilometer der wahren, allein geliebten, immer wieder ersehnten Heimat näherliegt. Die Hauptstraße des Chinesenviertels von San Francisco schwebt mir vor: eine lange, schnurgerade Straße, nicht übermäßig rein, breit die Trottoirs. Die Häuser, meist klein, bisweilen aber auch drei, vier Stockwerke aufragend, tragen beinahe alle ihren charakteristischen chinesischen Turmbau. Lustig, wie ein kleines Pagodenschloßchen mit seinen mehrfach übereinandergelagerten Dächern und den ungeschützten Terrassen an den Ecken, aufgebogen gleich der Spitze einer venezianischen

Gondola, so wachsen sie in die Bläue des Himmels, stechen mit langer Nadel gegen den Äther oder krönen mit bunter Glockenkuppe das malerische Bild. Die Aufschriften der Geschäfte sind meist chinesisch und englisch, viele Schilder und Lichtreklamen aber auch nur in den Zeichen der Muttersprache abgesetzt. Da befindet sich der große „Oriental-Bazaar“ der Sing Fat Co., Waren zwei Stockwerke hoch zum Verkauf anbietend; daneben bereitet der „Chinesische Bazaar“ der Sing Chong Co. erbitterte Konkurrenz. Biegt man in eine Nebengasse, so verändert sich das Bild. Drückende Armut schlägt einem entgegen, die Geschäfte sinken zu Buden herab, die Speisehäuser zu Spelunken. An einer Ecke kleben eine Reihe von Plakaten, man kann sie nicht entziffern, sie sind nur in chinesischer Schrift gehalten.

Und in New York? Da pulst das Leben doch rascher, und es sieht auch alles etwas organisierter aus. Schon das chinesische Postamt verrät dies. Alle Sendungen, die an Chinesen nach der Hudsonstadt gelangen, werden hier zentralisiert und durch chinesische Beamte und Briefträger ihren Adressaten zugeführt. Eine Treppe höher befindet sich in demselben Gebäude ein chinesischer Tempel. Er macht, im Vergleich zu den Heiligtümern in China selber, in der Tat keinen überwältigenden Eindruck. Jemandem erinnert er an ein ausgeräumtes Schulzimmer, in das man statt der Schreib- Gebetbänke gestellt hat. 70 bis 80 Personen mögen hier Platz finden, um ihre Andacht zu verrichten. Das einzige, was fehlt, ist der Altar. Er steht in der Mitte des Raumes und ist aus Gold und Bronze. Figuren, die auf die alte chinesische Tradition hinweisen, schmücken ihn. Aber niemand erklärt sie einem. Der Priester dieser Gemeinde, nach rituellem Ums drei Jahre lang im Tempel anwesend — denn er darf das Haus nicht verlassen — verkauft den Besuchern lieber kleine Andenken. Er tut es mit freundlicher Miene, devot, man möchte glauben, dies sei sein eigentliches Geschäft. Aber er ist eben Oriental. Hinter der Maske seines ewig gleichen Lächelns verbirgt er sein wahres Antlitz, seine Sehnsüchte, Hoffnungen und Enttäuschungen. Auch Amerika verändert ihn nicht.

Man tritt wieder auf die Straße, der Abend ist herein gebrochen, der Sternenhimmel liegt über dem Lande des Sternennarrs in unendlicher Pracht. Elektrische Lampen flammen auf, doch die Ruhe kehrt nicht ein: das Geschäft geht weiter, als ob es erst Vormittag wäre. Wenn man nach Bowery kommt, der alten ehemaligen Bordellstraße, begegnet man immer mehr Chinesen, obwohl man eigentlich deren Viertel schon verlassen. Allein hier befindet sich ihr geistiges Vergnügungszentrum, hier spielt ihr Theater. Der Bau ist alt und schäbig. Einst mag er deutschen Kulturbedürfnissen gedient haben, denn es lassen sich aus der Wandmalerei noch die Köpfe Mozarts und Shakespeares rekonstruieren. Vermutlich also ein Opernhaus — jetzt gehen hier Tragödien und Schauspiele in Szene, die oft noch weit älter sind als alle deutsche Kultur. Denn der Chineser schaut sich keine importierte Ware an, und der „Kreidekreis“ stammt, wenn er hier gespielt wird, nicht von Klabund, sondern von seinem echten Meister Pi-Sing-tao und heißt auf dem Programm „Pao tai-tchi tchi-fan hui-lan tchi tsa-tchi“ zu deutsch: „Schauspiel, die Geschichte des Kreidekreises, wodurch der Staatsrat Pao mit seiner Klugheit die Wahrheit erforschte.“ (Übrigens ist auch „hui-lan“ mit „Kreidekreis“ nicht richtig übersetzt, es bezeichnet vielmehr einen mit einem Stück Kalk gezogenen Trennungstrieb.) — Schauspielerinnen gibt es natürlich auch nicht, noch immer werden traditionsgemäß die Frauenrollen von Männern verkörpert, die nur durch eine hohe, pispende Stimme ihre Weiblichkeit vorzutäuschen suchen.

Die Bühne ist sehr interessant und erinnert in mancher Beziehung in ihrer Primitivität an die des deutschen Mittelalters. Dekorationen sind den Chinesen ebenso fremd wie verhüllende Vorhänge. Alle Schauspieler befinden sich auf einem kleinen Fleck beieinander, die Szene wird durch Stühle und dergleichen, welche Berge und Täler, Paläste und armer Leute Hütten vortäuschen, dargestellt. Links davon hat sich gleich das Orchester mit seinen eigentümlich fremd anmutenden Instrumenten postiert, rechts sitzt der Requisiteur, der je nach Bedarf Requisiten vorstellt oder wieder fortträgt. Theater ist hier somit noch ganz Einstellung auf das gesprochene Wort. Endlose Tragödien wideln sich ab, oft wird durch mehrere Tage je vier bis fünf Stunden lang ein Stück gespielt. Dennoch ist alles voll Aufmerksamkeit. Es ist ein Theater der Männer, Frauen findet man nur sehr wenig in den Logen, dafür haben diese aber dann meist auch gleich ihre Kinder bei sich.

Es läßt sich nicht in wenigen Sätzen einfassen, dieses China in der Fremde. Man könnte immer wieder erzählen, immer wieder Neues schauen, wenn man auch bereits alles gesehen zu haben glaubt. Aber „des Herrn unwürdiger Diener ist nicht wert, daß er mit noch mehr Dingen des Herrn Augen belästigt“, sagt der chinesische Führer und verbirgt so klug vieles vor unseren Augen, die doch so gerne alles erforschen wollten, aber nur die Oberfläche sämtlicher Dinge kennen lernen durften.

Gallensteine

Von San. Rat Dr. med. Carl Werker.

Wenn die Zahl von 2 Millionen Gallensteinleider, wie sie für Deutschland angegeben wird, auch vielleicht etwas übertrieben sein dürfte, so ist es doch nicht zweifelhaft, daß Gallensteine ein außerordentlich verbreitetes Leiden sind. Trotzdem, trotz dieses häufigen Vorkommens, wissen wir über die eigentliche Ursache nicht viel. Die einen nehmen eine Infektion an, die vom Darm aus durch die Gallengänge in die Gallenblase sich fortsetzt, andere sehen die Ursache in einer Gallenstauung, wodurch die Gallen eingedickt und kongentriert würde.

Mehr wissen wir über die disponierenden Ursachen. Zunächst spielt das Alter eine Rolle; unter 40 Jahren sind Gallensteinleiden selten. Ferner ist das weibliche Geschlecht viel anfälliger, Strümpell schätzt die Zahl der gallensteinkranken Frauen viermal so hoch wie die der Männer. Man schuldigte die Frauenleidung mit ihren die Leber schädigenden Einschnürungen an; wichtiger dürfte der Einfluß der Schwangerschaft sein, in der verhältnismäßig häufig Nierenfalle vorkommen. Auch im Anschluß an ein Wochenbett werden gehäufte Nierenfalle beobachtet. Wie weit die Lebensweise eine Rolle spielt, allzu üppiges, fettes Essen, mangelnde körperliche Bewegung, ist fraglich; immerhin findet man fettleibige Frauen oft gallensteinleidend. (Na also! Ganz bestimmt sind die Nahrung und die Lebensweise für das Entstehen von Gallensteinen entscheidend. Red.) Auch die Erbliebeit ist ungewiß, auch wenn hin und wieder Fälle beobachtet wurden, die darauf hindeuten.

Die Gallensteine finden sich meist in der Gallenblase, viel seltener in den Gallengängen, die von der Gallen zum Darm führen. Ihre Zahl wechselt und ebenso ihre Größe; man findet einen einzigen, und der kann hünergroß sein, man findet hundert und mehr von der Kleinheit eines Sandkorns. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach bestehen die Gallensteine im wesentlichen aus Cholesterin und Gallensäure, aus Kalk und Magnesia.

Zumeist machen Gallensteine im Leben nicht die geringsten Beschwerden und werden bei der Sektion (Leichenöffnung) als nebensächlicher Befund angetroffen. In anderen Fällen sind die Beschwerden kaum nennenswert, leichte schmerzartige Empfindungen in der Leber- und Magengegend, Verdauungsstörungen unbestimmter Art, so daß der Arzt kaum an Gallensteine denken kann. In der Mehrzahl der Fälle aber sind die Zeichen ausgesprochener, die Beschwerden sind stärker und das Bild einer schwereren Krankheit ist gegeben.

Das sicherste Zeichen ist die Gallensteinikolie, die meist ganz plötzlich ohne bisherige Krankheitserscheinungen auftritt oder nach leichten vorhergehenden Beschwerden. Ein Grund für den Anfall ist meist nicht zu finden; hin und wieder bestanden Aufregungen, Diätfehler, Verdauungsstörungen usw. Der Anfall ist vor allem charakterisiert durch sehr heftige, kaum erträgliche Schmerzen an der rechten Seite, die ausstrahlen in die linke Seite, in den Rücken, in die Schultergegend, ja bis in den rechten Arm und nach unten bis zur Unterbauchgegend und zu den Oberschenkeln. Dabei besteht Übelkeit, Aufstoßen, auch Erbrechen. Die Kranken sind matt, hinfällig, fühlen sich elend. Fieber ist selten vorhanden, höheres deutet auf einen infektiösen Prozeß. Häufig sind Gelbfärbung (Ikterus) der Haut und der Augen. Zeichen, die für die Diagnose wichtig sind.

Die Dauer des Anfalles ist verschieden, von wenigen Stunden bis zu mehreren Tagen. Oft zeigt sich nur ein einziger Anfall, oft findet sich nach kurzer Pause ein neuer, oft erst nach Wochen, Monaten oder gar Jahren. Es kann bei dem einen Anfall bleiben, es kann sich auch ein komplizierteres Leiden anschließen, Entzündung der Gallenblase, Schmerz Allgemeinzustand mit Fieber, Schüttelfrost, Herzschwäche usw. Auch diese mehr eitrigen Fälle können von selbst ausheilen, andere erfordern operativen Eingriff, um das Schlimmste abzuwenden.

Werden die Gallensteine in den Gallenwegen eingeklebt, so kann es zu einer Dehnung der Gallenblase kommen oder zu Ikterus mit Gallenstauung in der Leber und Lebererkrankung. Kommen auch schwerere Erscheinungen vor, kann auch solch Gallensteinleiden zu Eiterungen, zur Durchstoßung des Darms, zur Entzündung des Bauchfells führen, langdauerndes Krankenlager bedingen oder gar tödlich enden; die Mehrzahl der Krankheitsfälle ist doch gutartiger Natur und nicht lebensgefährlich.

Die Diagnose, das Erkennen der Krankheit, ist oft leicht, oft aber auch schwierig. Verwechslungen mit Darmkoliken, Nierensteinleiden, Geschwüren im Zwölffingerdarm, Blinddarmentzündung, Wandernierenbeschwerden usw. sind möglich. In schwierigen Fällen solcher Art hilft die Röntgendurchleuchtung zur Erkennung.

Was die Behandlung anlangt, so sind die Mittel, die Gallensteinbildung verhindern können, gering. Sind Steine da, so kann es unsere Aufgabe im wesentlichen nur sein, die Beschwerden zu mildern, den Ablauf günstig zu gestalten, die Entfernung der Steine nach Möglichkeit zu bewerkstelligen.

Bei Verdacht auf Gallensteine ist Ruhe, möglichst Bettruhe, erforderlich, vorzügliche Diät, warme Umschläge, Trinken von Karlsbader Rühlbrunnen (je 1/2 Liter morgens nüchtern und im Laufe des Vormittags), ohne daß man sagen darf, daß das Karlsbader oder ein anderes Wasser die Steine auflöst oder gar auflöst. Im Notfall ist erst recht Bettruhe nötig, heiße Umschläge und zur Schmerzlinderung Morphium oder Opium.

Im späteren Anfall vorzubeugen, sind Kuren in Karlsbad, Ems, Homburg, Mergentheim, Neuenahr, Tarasp, Wiesbaden usw. zweckmäßig und auch erfolgreich. Solche Kuren kann man aber auch zu Hause mit den betreffenden Brunnen durchführen.

Die Diät vermeidet Gewürze und ätherische Öle (Zerf, Zwiebel, Knoblauch), ferner Alkohol, erlaubt wenig Fett. Die Speisen dürfen nicht zu heiß und nicht ganz kalt genossen werden, kalte Getränke und Gefrorenes können Anfälle auslösen; häufige und kleine Mahlzeiten sind zweckmäßig. Getreide, fettreiches und schwarzes Brot, Kohl, Gurken, Rettiche, Salate, speziell Speisen, die gärend wirken, androher Art, sind zu meiden; ebenso ist der Genuß von Leber, Gehirn, fettem Fleisch, Eiern auszuweichen. Überhaupt ist nur wenig Fleisch zu genießen, einmal täglich, kein Wild, keine Marmelade und Pilze, keine Schalen von Gemüse und Früchten. Quark, Käse, Feigen und Erdbeeren sind nur in mäßigen Mengen erlaubt. (Wer von vornherein vernünftig und diätetisch lebt, wird sicherlich keine Gallensteine bekommen. Red.)

Dikuren sind seit langem beliebt und, wenn sie vertragen werden, bei mageren Individuen zu empfehlen; 100 bis 200 Gramm Olivenöl mit Zitronensaft werden in kleineren Portionen verteilt genommen.

Sind die Anfälle häufig, sind große Beschwerden vorhanden und machen sich Zeichen fortschreitender Entzündung geltend, so kommt die Operation in Frage, besonders dann, wenn Erscheinungen einer eitrigen Gallenblasenentzündung oder Abzehrung sich zeigen. Darüber zu entscheiden, ist Sache des Arztes, der von Fall zu Fall das Für und Wider sorgfältig abwägt wird.

Weihnachtsbücher für die Jugend

Verjüngte Volksmärchen. Gehoben von Ernst Lorenzen. Mit Bildern von Fritz Grottemeyer. (Preis in Ganzleinen 10 M., Verlag Hegel & Schade, Leipzig C 1, Querstraße 14.) — Ein Gedichtbändchen altdeutscher Dichtung wird uns von den Brüdern Grimm in ihren „Kinder- und Hausmärchen“ erschlossen. In immer neuen Ausgaben sind sie dem deutschen Volk dargeboten worden, haben den Kindern einen Blick in das Paradies eröffnet und sind den Alten lieb und vertraut geblieben. Ihr unbestechlicher Blick für das Schöne, ihre dichterische Gestaltungskraft vermochte auch in der Sammlung ein Kunstwerk zu gestalten, das die Jahrhunderte überdauert. Dennoch erfassen sie nicht den ganzen deutschen Märchenreichtum, sie beschränken sich fast ausschließlich auf Hessen und Westfalen. Aber sie fanden Nachfolger, die mit gleicher Liebe, oft aber weniger Glück das Sagenhafte der anderen deutschen Volksmärkte bewahrten. Reichlich 130 solcher Sammlungen sind neben der der Brüder Grimm erschienen und in den Schatz der Bibliotheken eingegangen. Wer kennt sie? Und doch schlummern in ihnen Lebenskräfte höchsten Wertes. Ernst Lorenzen hat sie zu wecken gewagt. In jahrelanger Arbeit hat er die besten und edelsten der verjüngten Volksmärchen wieder gehoben, ihre funderwärtige und künstlerische Kraft erprobt, und nun in seiner Sammlung „Verjüngte Volksmärchen“ ein stattliches Buch geschaffen, das die schönsten Märchen aus Nord und Süd, Ost und West unseres Vaterlandes in höchster Einheit zusammenfaßt. In Fritz Grottemeyer fand er einen Künstler, begabt mit Lust und Wärme und dem feinen romantischen Geist, der Märchendunst in Bildern fassen kann.

Gudrun: Stolz und Treue. Von Alma Johanna König. (152 Seiten mit 4 zweifarbigen Bildern, Ganzleinen 6 M.) — Kristallklar wie ein Bergquell, quillt immer wieder neues Leben aus unseren alten Sagen — frisch und von unergänglicher Jugendfrische ist auch für uns Gegenwartsmenschen noch die Sage von Gudrun, des Königsfindes stolzer Treue und Hingebung. Nach vielerlei Bearbeitungen ist nun endlich eine vollendet schöne Neufassung durch die als Verfasserin von „Der heilige Palast“ und „Die Geschichte von Hans dem Weibe“ belien bekannte Dichterin Alma Johanna König geschaffen worden (Gudrun, Stolz und Treue, Brantje Verlagshandlung, Stuttgart, Ganzleinen 6 M.). In den ganzen Reichtum des Originalen aus deutschem Sprachgefühl heraus neu zu gestalten wußte.

Neuer deutscher Jugendfreund. Zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. 80. Band. Begründet von Franz Hoffmann. Ein stattliches, mit zahlreichen bunten und schwarzen Holzbildern und Textillustrationen reicher Künstler geschmückter Band. (Verlag von Schmidt & Spring, Leipzig.) Preis in Ganzleinen gebunden nur 6 M. — Mag dieses Jahrbuch auch längst schon das sogenannte biblische Alter erreicht haben, so ist es dennoch nicht alt geworden. Nein, sich alle Jahre erneuernd, ist es immer jung geblieben, ist es immer mit der Zeit gegangen, und so wird auch sein diesjähriger Band dazu angetan sein, der aus den Kinderjahren in die des Jünglingsalters eintretenden männlichen Jugend ein lieber Genosse zu werden. Vortreffliche Erzählungen, von den besten deutschen Jugendschriftstellern verfaßt, haben Aufnahme gefunden, und neben diesen erscheinen Aufsätze kulturhistorischen und historischen Inhaltes, solche die Sportbewegung und die Technik berücksichtigen, und andere, die Anleitung zu allen möglichen Tugenden, was Knaben gerne basteln, unternehmen und sonstwie tun. So stellt sich der neue „Jugendfreundband“ als ein Ganzes von hoher Eintrachtlichkeit und Schönheit dar, das jeden älteren Knaben, der ihn erhält, erfreuen und beglücken wird.

Töchteralbum. Ein Jahrbuch für junge Mädchen. 73. Band. Begründet von Thessa von Gumpert. Herausgegeben von Else von Steinlecker. Mit Beiträgen erster deutscher Jugendschriftsteller und mit reichem Illustrationsreichtum sowie mit farbigen Kunstbeilagen versehen. (Verlag von Schmidt & Spring, Leipzig.) Eleganter Ganzleinenband. Preis nur 6 M. — Was seit mehr als einem halben Jahrhundert imstande war, zu erfreuen, zu belehren, zu erheben, hat dadurch den unwiderleglichen Beweis seiner Bedeutung und Lebensfähigkeit erbracht. Zu denjenigen Periodicals, von denen Obengesagtes gilt, darf in erster Linie das Töchteralbum gezählt werden. — Auch in seinem neuesten Jahrgang erscheint es dazu angetan, ein echtes rechtliches Weihnachtsbuch für den Mädchen zu sein. — Reizende, von Künstlerhand illustrierte Erzählungen enthält es diesmal, ferner Anleitungen zu Handarbeiten, Spiel und Sport und zudem vielerlei Sonstiges, was das junge Mädchen unserer Tage interessiert, das nicht mehr ausschließlich Hausdame ist.

Pieter Maritz, der Burensohn von Transvaal. In Ganzleinen gebunden 7 M. (Verlag von Helbig und Klasing in Bielefeld und Leipzig.) — Diese patende Erzählung aus der Zeit der Gründung des Burenstaates ist, nachdem sie leider jahrelang nicht gelesen werden konnte, loben in einer prächtigen Ausstattung neu erschienen. Das Leben der Ansiedler im Kampfe mit den Eingeborenen und Engländern ist in den Rahmen einer überaus interessanten Erzählung, die auch heute noch die Herzen unserer Knaben begeistert wird, gestellt.

Wilhelm Rathjehen: Der Nordlandzug des Herrn mit den hundert Augen. Eine neue Abenteuergeschichte. (Freiburg im Breisgau 1928, Herder.) — Wir kennen ihn bereits, den jungenhelden, der auf seiner Tisibelfahrt gleichsam mit hundert Augen alle drohenden Gefahren erpähte und auch gleich die Auswege. Wie oft hat er die kleine Reisegezeltschaft gerettet! Und kaum in der Heimat, treibt er ihn wieder in die Ferne. Diesmal in den hohen Norden, einen verschollenen Schatzsucher nach. Und der Nordlandzug ist fast noch abenteuerlicher als die Tisibelfahrt.

Vom Segelschiffjungen zum Flohdiplomat. Die Erinnerungen eines noch heute als Kommandant des Dampfers „Stuttgart“ im Dienste des Norddeutschen Lloyd fahenden Kapitäns hat Dietrich von Hanstein unter dem Titel „Vom Segelschiffjungen zum Flohdiplomat“ nachträglich nachgezählt und in dem bekannten Verlag von Wilhelm Köhler, Minden i. W. erscheinen lassen. Es ist ein ungemein reichvolles, spannendes Buch entstanden, das das Erwähnte sowohl wie die reifere Jugend mit Begeisterung lesen werden.

Das neue Basellbuch. Neue Folge Bd. 2. Ein Begleiter für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. (192 Seiten mit über 500 Bildern.) — Vom Einfachen bis zum kompliziertesten bringt dieses Jahr wieder das altbewährte Basellbuch (Neue Folge Bd. 2, Brantje Verlagshandlung, Stuttgart, geb. 4,80 M.) eine so reiche Auswahl, daß auch der leidenschaftlichste Bastler immer neue Ideen daraus schöpfen. Für die Wohnung eine nette gemütliche Leinwand, ein Lampenschirm, Schlafstube, allerlei Nützliches zum Studium und selbstverständlich für die Kinderwelt ein Bastkasten oder ein dreistöckiges Puppenhaus.

Verjüngte Schätze. Von Hanns Günther. 80 Seiten mit vielen Bildern. (Brantje Verlagshandlung, Stuttgart. Ganzleinen 2 M.) — Es ist wirklich keine Lage von den märchenhaften Schätzen auf dem Meeresgrund. Seitdem die Menschen die Meere besahren, sind unzählige Schiffswracks mit Mann und Gut untergegangen, und alles blieb verloren. Jetzt lernt man einmal hinter die Dinge zu sehen, wenn Hanns Günther in seinem neuen Bändchen „Verjüngte Schätze“ (Brantje Verlagshandlung, geb. 2 M.) erzählt, welchen Wertgegenstand die Taucherglocke nahm, bis schließlich dieser moderne Tauchergeschäft daraus wurde. Der Band enthält zum guten Teil eine große Reihe von Bildern, die wirklich etwas zeigen, erklären und verdeutlichen.

Martin Stejens wilde Seefahrt. Von Willy Steding. 137 Seiten mit vier ganzseitigen Bildern. (Ganzleinen 6 M., Brantje Verlagshandlung, Stuttgart.) — Ein Abenteuerbuch voll Kampf, Mut und Unterfang, rauch und voller Tragik. Jede Handlung wächst aus dem Inneren der Menschen heraus, ohne jede Sensationslust, nur der notwendigen eigenen Bedingtheit folgend, sei es im Guten oder Bösen. Im ganzen also eines der wenigen Knabenbücher, die dichterisch von hohem Wert und dabei Spannungsgeladen sind.

Zon Ebdensson: Aus Skiplan. Neue Islandgeschichten. (1. bis 10. Teil.) Mit 7 Bildern von Ernst Liebermann. Freiburg im Breisgau 1928, Herder.) — Wieder ein echtes Knabenbuch, voll Frische und Spannung, wie seine Vorgänger. — Den Inhalt bilden drei Jugenderlebnisse des kleinen Nenni auf Island und zwei Flanderreisen über seine Heimatinsel. Ebdenssons Erzählweise ist feine, die Jugend und die Erwachsenen finden hier alles wieder, was sie an seinen früheren Büchern so gern haben. Junge und alte Literaturfreunde werden das neueste Knabenbuch gern zur Hand nehmen und mit dem Lesen nicht aufhören, bis sie bei der letzten Seite angelangt sind.

Thienemanns illustrierte Zweimarkbücher. Zu Weihnachten 1928 sind 17 neue Bände erschienen, die zum Teil für 10-15jährige Mädchen bestimmt sind, und zwar in der Gruppe Jungmädchenbücher: Regina Himmelstisch. Eine Geschichte aus den bairischen Bergen, von Helene Raff. Mit vier farbigen Bildern von Prof. Hans Noth. Für 10-15jährige Mädchen. — Deutsche Frauen über Meer. Die Geschichte zweier Walfahrerinnen, von Helene Raff. Mit vier farbigen Bildern von Albertine Dependorf. Für 12-15jährige Mädchen. (Ganzleinen je 2 M., Ganzleinen je 3 M., Thienemanns Verlag, Stuttgart.) — Helene Raff bietet das Lebensbild zweier Frauen, die sich tatkräftig und zielbewußt in fremden Ländern durchkämpfen. Die eine, ein schwedisches Bauerntöchterchen, kommt mit der Familie ein deutsches Konjunktions, nach Saloniki und verheiratet sich in Ästus mit einem ägyptischen Bahnbetriebsmann, der nach einigen Jahren an einem Lungenleiden stirbt. Allein auf sich gestellt, versteht sie es, durch Fleiß und Tatkraft den Unterhalt für sich und ihre Kinder zu erwerben und es zu einem bescheiden Wohlstand zu bringen. Der Ausbruch des Weltkrieges verlagert sie nach München, wo sie sich von neuem eine Existenz schaffen muß. — Die andere, die 1881 verstorbenen Freiin Dreyergranges, begleitet ihren Gatten als unentbehrliche Gehilfin auf seinen ausgedehnten Forschungsreisen in den damals noch ganz unbekannten Gebieten Sindiens, schlägt sich allein durch und in die Zivilisation zurück, nachdem ihr Mann durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen ist.

Die Krone Noah. Jugendbeilage des Tagebl. Preis in farbigen Ganzleinen geb. 4 M. (Verlag von Helbig und Klasing in Bielefeld und Leipzig.) — Dieses Wunderstück, das mit Lebendigkeit und Interesse am Alter angefaßt ist und sich durch Zielstrebigkeit in Wort und Bild auszeichnet, ist jetzt zum ersten Mal in Buchform erschienen, nachdem die halbmonatliche Beilage im Daheim viele Tausende von kleinen Lesern erfreut hat. Der unterhaltende, lehrreiche und oft amüsante Inhalt entspricht ganz dem jugendlichen Empfinden unserer Knaben und Mädchen von 7 bis 14 Jahren.

Innerhalb des Deutschen Kinderkalenders 1929. 47. Jahrgang. Herausgeber Dr. Adolf Hoff. Reich illustriert mit farbigen Titelbild und bunter Spielbeilage. (Verlag von Kurtz'schen Deutschem Kinderkalender, Leipzig.) Preis hübsch in Ganzleinen gebunden 2 M. — Die Hunderttausende von Kindern, die sich alljährlich an seinen Vorgängern erfreuen, werden auch heuer beglückt sein über den reichhaltigen, erhellenden oder belehrenden Inhalt. Sämtliche Beilagen sind vortrefflich, Bilder, Text und Papier sind es ebenso, und besonders bemerkt sei, daß auch der Hauptautor, das berühmte „Mädchen Wally“, abermals in erweiterter Weise von sich und dem „Tutel Fahnenmann“ zu plaudern weiß.

Zeitschriftenchau

Die Dezembernummer von Westermanns Monatsheften ist so recht ein Weihnachtsheft geworden. Ganz reizend finden wir den Aufsatz „Winterpielzeug in alter und neuer Zeit“. Wie wirken auf uns die Bilder von Puppentische und Bügelzimmer aus früherer Zeit, wie drallig-nett wirken die Käthe-Struße-Puppen. Prof. Dr. Raffe behandelt in einem Aufsatzartikel Albrecht Adorfer, 15 Gemälde vertieft in das Schaffen dieses Meisters. Die Einfallbilder bringen Bilder von Egger-Vicenz: Weihnacht, Ploutie: Flucht nach Ägypten, Bösen: Vinzenz-Schwester, Fröhlich: Das alte Landgrafenhans in Eisenach, Meiner: Marigräf Nidiger, und viele andere. In eine Weihnachtsnummer fügt sich auch sehr nett die Erzählung von Dr. Wenderoth: Die Mädchenfrau aus Niederwehren, ein. Damit ist der Inhalt aber noch lange nicht erschöpft. Crete von Urbanitzky beginnt ihren neuen Roman „Zwischen den Spiegeln“. Weitere Artikel behandeln Rastorferjagden von Wilhelm Mafeler mit vielen farbenprächtigen Bildern. Eine kleine Erzählung behandelt eine Sage aus Südrönland. Die Theatererinnerungen von Dr. Manz, sowie die Abbildungen von Dr. Sulze: Aber die Uschaden der Herzoglichkeit, seien nicht unerwähnt, ebenso der sehr fein behandelte Artikel „Der Pelz in der Geschichte der Mode“, von Ruth Gock.